

Mitternachtsmysterium

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 30. 1889.

Hoher Einsatz.

Roman

von

Ludwig Sabisch.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Mit teuflischer List wäre es Ihnen beinahe gelungen, auf den Herrn Baron den Verdacht des Mordes zu werfen,“ fuhr der alte Rath fort und warf nach diesen Worten dem jungen Mädchen einen zornigen, vernichtenden Blick zu.

„Ich habe es nicht gethan, ich bin unschuldig,“ behauptete die Kammerjungfer von Neuem.

„Und ich rathe Ihnen, ein offenes und ehrliches Bekenntniß abzulegen, denn es gibt zum Glück noch Mittel, solch' verstockte Verbrecher wie Sie zum Geständniß zu bringen.“

„Ich kann nicht gestehen, was ich nicht verbrochen habe,“ entgegnete Enrichetta, und jetzt erwachte etwas von ihrem alten Trost.

„Nun gut, vielleicht denken Sie das nächste Mal anders, wenn wir uns wiedersehen,“ jagte Zelinski mit finster gerunzelter Stirne und brach für heute die weitere Verhandlung gegen die Angeklagte ab, um so gleich anzuordnen, daß ihr für einige Tage das Tageslicht entzogen und ihr vierundzwanzig Stunden lang keine Nahrung gereicht werde.

Als man der Italienerin das kleine schmale Fenster ihres Gefängnisses mit einem Brett vernagelte, und sie nun im Finstern sitzen mußte, gerieth sie in die wildeste Verzweiflung. Sie begann zu schreien und zu jammern, warf sich dem Wärter zu Füßen

und bat ihn, nur wenigstens einen einzigen schmalen Streifen des Fensters frei zu lassen, damit sie noch den Himmel sehen könne. Vergebens — der Mann mußte dem strengen Befehl seines Vorgesetzten nachkommen, obwohl ihn das Jammern des Mädchens doch ein wenig rührte. Nun saß Enrichetta im Finstern — um sie und in ihr war es Nacht, und die schrecklichsten, unheimlichsten Bilder begannen sie zu verfolgen. Ihre durch die Dunkelheit aufgeregte Phantasie trieb sie beinahe zum Wahnsinn. Ach, sie war furchtbar dafür gestraft worden, daß sie sich an dem Baron hatte rächen wollen; der Pfeil, den sie heimtückisch auf ihn abgeschossen, war plötzlich zurückgeprallt und hatte sie selbst getroffen. Sie schrie und weinte laut und verzweifelt, bis sie endlich ganz erschöpft und betäubt zusammenbrach; aber als sie wieder erwachte und dieselbe furchtbare, beängstigende Dunkelheit um sie herrschte, die sie bereits so arg gequält hatte, da vermochte sie diesen Zu-

stand nicht länger zu ertragen. Sie rief beständig und mit lauter Stimme, daß sie ja Alles gestehen wolle, man möge nur wieder das Fenster ihres Gefängnisses öffnen.

Der Wärter erschien endlich, und als sie ihm ihre Bereitwilligkeit wiederholte, ein offenes Geständniß ablegen zu wollen, berichtete der Mann dies sofort dem Gerichtsrath. Einige Stunden später wurde sie zum Verhöre abgeführt. Sie lachte und jauchzte wie ein Kind, als sich die Thüre ihres finsternen Gefängnisses öffnete, und sie das helle Tageslicht zu sehen bekam, obwohl sie anfangs, davon geblendet, die Augen schließen mußte. Ah, das war ja ein unnenndbares Glück, nach diesen entsetzlichen, furchtbaren Stunden, die sie in Nacht und Dunkelheit zugebracht, wieder einen freundlichen Schimmer des Sonnenlichtes zu genießen! Als sie jedoch vor dem alten, strengen Manne stand, der sie nun fragte, ob sie endlich bereit sei, Alles zu bekennen, da wußte sie erst, was für sie auf dem Spiele stand, und sie sogte bleich und zitternd, aber doch mit großer Festigkeit: „Das kann ich nicht.“

„Warum wollen Sie plötzlich Ihr Geständniß widerrufen, das Sie bereits vor dem Gefängnißwärter gemacht haben?“

„Weil ich die schreckliche Finsterniß nicht mehr ertragen konnte und wieder an das Tageslicht kommen wollte.“

„Und deshalb allein sollten Sie ein Bekenntniß abgelegt haben? Das dürfen Sie mir nicht vorreden. Sie haben in einer Anwendung von Gewissensbissen Ihre Schuld eingestanden und nun bereuen Sie es, daß Sie es gethan haben.“

„Weil ich unschuldig bin! O, mein Herr, bei Allem, was mir heilig ist, ich



CA. FERRIERS

habe meine geliebte, theure Herrin nicht vergiftet," und die Kammerjungfer vergoß bei diesen Worten die heißesten, bittersten Thränen.

"Ach, mir machen Sie nichts vor, meine Bestel! Ich weiß, was ich von solchen Schwüren und Betheuerungen zu halten habe. Alles nichts-würdige Komödie."

"Nein, ich will zu ewiger Verdammniß verurtheilt werden, wenn ich nicht die Wahrheit sage. Ich bin unschuldig an dem Tode meiner Herrin. O Madonna, helfe mir in meiner Noth!" Enrichetta faltete die Hände und warf einen stehenden Blick zur Decke.

Auf den alten Gerichtsrath machten alle diese Betheuerungen keinen Eindruck; er blieb unerbittlich, und seine Ueberzeugung, daß er in der Italienerin die wahre Schuldige vor sich habe, konnte durch nichts mehr erschüttert werden. Sein ganzes Bestreben ging nur darauf, die Angeklagte zu einem offenen, ehrlichen Geständniß zu bringen. Mit solchen Spiegelschereien, daß sie in der einen Stunde ihre Schuld bekannte und in der anderen widerrief, sollte sie ihm nicht wiederkommen.

"Beharren Sie bei Ihrem thörichten, nutzlosen Zeugnen, oder wollen Sie endlich die Wahrheit sagen?" fragte er deshalb kühl und trocken.

"Ich habe sie gesagt, ich bin unschuldig," entgegnete die Kammerjungfer und legte die Hand auf ihre Brust.

"Dann bleibt mir nichts Anderes übrig, als Sie in's Gefängniß zurückführen zu lassen, Sie werden aber schon noch anderen Sinnes werden, darum ist mir nicht bange," sagte der Gerichtsrath in größter Seelenruhe, denn er war überzeugt, daß er die Person endlich mürbe machen werde.

"Nein, niemals, ich will nicht unschuldig auf's Schaffot kommen, mögen Sie mich immerhin wieder in das finstere Loch schleppen lassen." Sie war ja jetzt noch nicht in ihrer Zelle, sie sah noch das helle Tageslicht, und so lange hatte das Gefängniß für sie nichts so Schreckliches; aber als sie wieder dahin zurückgebracht wurde und sie dieselbe Nacht umgab, der sie kaum auf kurze Zeit entflohen war, da brach auch wieder mit furchtbarer Gewalt das Grauen und Entsetzen auf sie ein, das sie bereits vorher empfunden hatte, ja, es verstärkte sich jetzt noch. Wie glücklich war sie während des Verfahrens gewesen; sie hatte wenigstens in dieser Zeit das helle Tageslicht um sich gehabt, an den Fenstern des Gerichtszimmers den blauen Himmel geschaut, und jetzt war es wieder um sie völlige Nacht! Ach, wie hart und streng auch der alte Herr mit ihr verfuhr, wie sehr er sie auch mit seinem Drängen, endlich Alles einzugestehen, quälte, sie hätte doch eher Tage lang vor ihm stehen und sein eindringliches Forschen ertragen mögen, als in dieser schrecklichen Finsterniß zu sitzen, die ihr mit jeder Stunde, ja, mit jeder Minute unerträglicher wurde. Zuletzt machte sich noch der Hunger bei ihr bemerklich; aber wie sie auch lauschte und wartete, es kam Niemand, um ihr auch nur die kärgliche Nahrung zu bringen, welche sie anfangs nur mit Widerstreben genossen hatte.

Jetzt brach bei der Italienerin noch einmal die ganze Heftigkeit ihres südlichen Temperamentes hervor; sie schrie und lärmte so furchtbar, daß der Wärter herbeikam, an ihre Thüre pochte und ihr drohend zurief, man werde sie in Ketten legen, wenn sie noch länger einen so schrecklichen Lärm vollführen wolle. Davon eingeschüchtert, schwieg sie wohl einige Minuten; aber dann begann sie von Neuem zu jammern und flehentlich zu bitten: man möge ihr wenigstens ein Stück trockenen Brodes reichen, denn sie habe so furchtbaren Hunger.

"Dir ist eine vierundzwanzigstündige Fastenzeit verordnet worden und ich darf Dir nichts

bringen," antwortete der Gefängnißwärter, und wie sie auch bat und jammerte, sie hörte noch, daß er sich ruhig entfernte. Einige Zeit verharrte sie sich still, nur dumpf und verzweifelt vor sich hinstarrend, aber als sich der Hunger bei ihr immer mehr geltend machte, begann sie von Neuem zu schreien und zu toben und nach etwas Nahrung zu rufen. Doch Niemand kam, und sie sank endlich mit heiferer Kehle und völlig gebrochen auf ihr Lager zurück. Der Durst begann sie bald noch mehr zu quälen als der Hunger; vergeblich tappte sie in ihrer dunklen Zelle überall umher, sie konnte den Wasserkrug nicht mehr finden, den man ihr vorher noch gelassen hatte; man mußte ihn weggenommen haben. Ach, man wollte sie hier ganz verschmachten lassen, und die furchtbarste Verzweiflung suchte sie heim.

Endlich ließen sich Schritte im Korridor hören, es wurde festig an ihre Thüre gepocht und ein anderer Wärter schrie ihr mit rauher Stimme zu, sie sollte sich ruhig verhalten, es sei jetzt Nacht, und wenn sie noch länger Spektakel mache, werde er hineintreten und sie durchpeitschen.

"Ich will ja Alles gestehen," jammerte Enrichetta.

"Dann warte bis es Tag wird, und der Andere kommt, ich hab' damit nichts zu thun; aber nun sei still, sonst nehme ich die Peitsche."

Das Geräusch der Schritte im Korridor verlor sich wieder, der Wärter hatte sich entfernt.

Es war also Nacht. Ach, wann wurde es Morgen? Wie sollte sie dies wissen, wie die Sekunden, die Minuten zählen, bis endlich für sie die Stunde der Erlösung schlug? Sie weinte, sie schluchzte leise vor sich hin; bald rang sie verzweifelt auf ihrem Lager die Hände, bald sprang sie empor und tappte durch die finstere Zelle. Sie wagte nicht mehr einen Laut auszusprechen, denn sie fürchtete, daß der Wärter dann die schreckliche Drohung wahr machen werde, und bei diesem Gedanken schon zitterte sie am ganzen Leibe. Welch' eine furchtbare Nacht! Und war jetzt endlich der Morgen angebrochen nach dieser langen, qualvollen Ewigkeit? Ja, es mußte Tag geworden sein; sie hörte von draußen dumpfes Geräusch, nur vor ihrer Zelle blieb es still, es kam Niemand.

Nun tastete sie sich an die Thüre und kauerte sich dicht vor derselben hin, um sogleich zu vernehmen, wenn sich der Wärter näherte. Sie lauerte athemlos in gespanntester Erwartung, während ein Fieberschauer nach dem andern durch ihren Körper rieselte. Endlich hörte sie Schritte und nun legte sie die Lippen an das Schlüßelloch und rief mit leiser, flehender Stimme hinaus: "O, mein Herr, üben Sie Barmherzigkeit und bringen Sie mir etwas zu essen. Ich will dann Alles gestehen, was der Herr Gerichtsrath von mir fordert."

"Um ihn wieder zum Narren zu haben! Denkst Du denn, daß wir wieder auf diese Brücke treten?"

"Nein, nein, ich bekenne jetzt Alles."
"Und dann widerruffst Du wieder. Auf solche Spiegelschereien lassen wir uns nicht zum zweiten Male ein."

"Ich will es gewiß nicht wieder thun," versicherte die Gefangene kleinlaut. "O, nur ein Stückchen Brod. Ich habe so furchtbaren Hunger; ich bin zum Sterben matt und ohnmächtig."

"Warte noch eine halbe Stunde, dann ist Deine Fastenzeit um."

"Eine halbe Stunde!" seufzte die Kammerjungfer, und diese Zeit bis zu ihrer Befreiung dünkte ihr noch eine Ewigkeit.

Der Wärter kam endlich, brachte das farge Mahl und setzte ein kleines Lämpchen auf den Tisch, und wie wenig Licht dasselbe auch ver-

breitete, die Italienerin fühlte sich doch wie von einem Banne erlöst; sie befand sich nicht völlig im Finstern.

"Ich bringe Dir das Essen," hatte der Mann gesagt, "und in zwei Stunden führe ich Dich zu dem Herrn Rath; aber nun darfst Du ihm keine Faxen mehr vormachen, sonst geht es Dir schlecht. Du mußt bei ihm Alles ruhig zugestehen, wie Du es bei mir gethan hast."

Enrichetta versprach es bereitwillig; so lange sie in dem finsternen Gefängniß saß, lebte nur der eine Gedanke in ihr, um jeden Preis herauszukommen, mochte dann aus ihr später werden, was da wolle; als sie jedoch wieder vor dem Gerichtsrath erschien, entsank ihr von Neuem der Muth und das klare Bewußtsein der weit größeren Gefahr, die sie durch ihr Bekenntniß laufen mußte, erwachte ihn ihr.

"Sie wollen also endlich ein ehrliches, offenes Bekenntniß ablegen?" begann der Kriminalrichter und ließ dabei seine grauen Augen durchdringend auf der Angeklagten ruhen, als könne er sie schon dadurch zwingen, nunmehr rückhaltlos die Wahrheit einzugestehen.

Die Italienerin zuckte bei dieser Frage zusammen.

"O, üben Sie Barmherzigkeit, Excellenza! Vernichten Sie mich nicht! Ich bin unschuldig! Ich kann doch einmal nicht sagen, daß ich meine Herrin vergiftet habe," und sie rang bei diesen Worten verzweifelt die Hände.

"Geben Sie dies alberne Komödienspiel auf, es nützt doch nichts," sagte der Rath, und ein kleines Pappschächtelchen, das auf dem Tische vor ihm lag, in die Höhe hebend und es der Italienerin zeigend, setzte er mit schärferer Stimme hinzu: "Kennen Sie das?"

Enrichetta warf einen prüfenden Blick auf die kleine Schachtel und dann rief sie mit einem verlegenen Erdröthen: "Ach, wo haben Sie das gefunden?"

"Es befand sich unter Ihren Toilettegegenständen, die ich zum Glück noch einmal sorgfältig untersuchen ließ, und Sie werden wissen, was es enthält," entgegnete der Gerichtsrath sehr streng. "Ich frage Sie jetzt, zu welchem Zwecke haben Sie dies Gift bei sich geführt?"

"O, Excellenza, ich habe nicht gewußt, daß es ein Gift ist," betheuerte die Kammerjungfer. "Ein Hausirer hat mir in Italien die Schachtel verkauft; er sagte mir, daß es ein Schönheitsmittel sei, daß ich davon weit glänzendere Augen bekommen würde; aber ich dürfte nur immer eine Nadelspitze davon nehmen, sonst sei es mein sicherer Tod."

"Machen Sie keine weiteren Ausflüchte, die Schachtel enthält Arsenik, und Sie haben es recht gut gewußt," entgegnete der alte Kriminalrichter trocken.

"Nein, nein, das habe ich nicht gewußt! O Maria, heilige Mutter Gottes, hilf mir in meiner Noth, sonst bin ich ganz verloren!" und die Angeklagte faltete inbrünstig die Hände.

"Sie müssen also zugeben, daß Sie mit Gift recht gut umzugehen wissen," sagte der Gerichtsrath, den die Verzweiflung der Italienerin wenig rührte, sie wollte ihn offenbar durch ihre tiefe Zerknirschung bloß milder stimmen. "Wer sich Arsenik zu verschaffen weiß, der wird auch gewußt haben, wo er Strychnin bekommt, und in Ihrem Lande hält das ja nicht schwer. Also geben Sie endlich alles Zeugnen auf. Diese glückliche Entdeckung, die ich gemacht habe, benimmt den letzten Zweifel an Ihrer Schuld," und der alte Herr hob die kleine Schachtel triumphirend wieder in die Höhe.

"Ich kann es nicht, ich bin unschuldig!" murmelte Enrichetta in finsterner Verzweiflung.

"Dann werde ich Sie zurückführen lassen und Ihnen diesmal ein dreitägiges Fasten zudiktiren," entgegnete der Rath streng und drohend.

Bei diesen Worten brach die Italienerin völlig zusammen. „Nein, nein, nicht wieder in diese Nacht. O, lassen Sie mich wenigstens das Tageslicht sehen, dann will ich ja Alles ertragen.“

Der Kriminalrichter winkte nur abwehrend mit der Hand. „Ich bin es müde, mich mit Ihnen länger herumzuquälen. Wenn wir uns wiedersehen, werden Sie gewiß mürrer sein.“

„O Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!“ jammerte Enrichetta von Neuem; der Rath hatte schon geklingelt, und die Italienerin wurde gewaltfam hinweggeführt, denn unter Schreien und Lärmen leistete sie den heftigsten Widerstand.

Gerichtsrath Zelinski hatte Recht: als sie nach drei Tagen wieder vor ihm stand, wagte Enrichetta nicht mehr zu leugnen; sie war an Geist und Körper völlig gebrochen und antwortete auf alle Fragen mit einem stumpfen, einsilbigen „si“ (ja).

In der späteren Schwurgerichtsverhandlung wagte die Kammerjungfer noch einmal einen Widerruf; aber er konnte ihr wenig helfen. Für alle Welt lag ihre Schuld klar am Tage. Sie hatte ihre Herrin nur vergiftet, um desto sicherer den Baron in's Verderben zu stürzen, und wenn sie versucht hatte, ihre That immer abzuleugnen, nachdem sie dieselbe bereits offen und ehrlich eingestanden hatte, so war es gewiß nur aus Furcht vor der Strafe geschehen, die sie erwartete, während ihr Gewissen sie kurz vorher gedrängt hatte, ein Bekenntniß abzulegen.

Enrichetta Polfini wurde beinahe einstimmig wegen Giftmordes zum Tode verurtheilt; sie sank bei diesem Wahrspruch mit einem gellenden Schrei ohnmächtig zusammen.

Selbst der Vertheidiger der Angeklagten hatte kaum versucht, ihre völlige Unschuld zu behaupten, und war nur bemüht gewesen, einen milderen Spruch der Richter auszuwirken, weil den eigentlichen Thatbestand noch immer ein Dunkel einhüllte und es unmöglich sei, einen direkten Beweis zu führen, daß die Kammerjungfer wirklich das Verbrechen begangen habe. Es war ihm nicht gelungen die Richter milder zu stimmen, und so hielt es der Vertheidiger für seine Pflicht, sich mit einem Gnadengesuch an den Kaiser zu wenden, damit die über Enrichetta verhängte Todesstrafe wenigstens nicht vollzogen werde, und sein Gesuch hatte auch wirklich Erfolg. Seine Majestät der Kaiser verwandelte im Wege der Gnade die über Enrichetta Polfini verhängte Todesstrafe in lebenslänglichen Kerker.

Die Italienerin sank bei dieser Nachricht dantes in die Kniee; drohte ihr doch nicht mehr das Grauenhafteste, Entsetzlichste — das Schaffot. Diese Furcht, einen gewaltfamen Tod erleiden zu müssen, hatte sie fast wahnsinnig gemacht; jetzt fand sie sich ruhig in ihr Schicksal.

Dort im Gefängniß durste sie nun nicht mehr hungern, nicht mehr im Finstern sitzen, und da sie sich sehr gefügig und fleißig zeigte, erlitt sie auch keine harte Behandlung; ja, sie gehörte bald zu den Gefangenen, denen manche Vergünstigung zu Theil wurde, und im Vergleich zu ihrer Untersuchungshaft fühlte sie sich wie erlöst und glücklich.

15.

Der plötzliche Tod der alten Gräfin erregte in der kleinen Gesellschaft die allgemeinste Bestürzung. Die Anderen hatten heiter und lustig geplaudert, als sie plötzlich durch den Schreckensruf jener Dame erschreckt wurden, die eben noch mit der Gräfin gesprochen hatte: „Hilfe, Hilfe! meine Freundin stirbt.“ Margareth stürzte zuerst herbei, nahm die Erbleichende in ihre Arme und zog sie zärtlich an sich, während sie ihrem Bräutigam angstvoll zurief: „O hilf ihr,

hilf ihr, ehe sie stirbt!“ Doktor Holmgren hatte sich ebenfalls rasch genähert; aber ein einziger Blick genügte ihm, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß hier seine Hilfe bereits zu spät komme, dennoch sagte er leise: „Ueberlasse sie mir, ich will Alles versuchen.“ Es geschah nur, um die Geliebte ein wenig zu entfernen — und er war jetzt bemüht, wenn noch Leben in der alten Frau vorhanden, dies zurückzurufen. Er holte rasch sein Bestek hervor, schlug der Gräfin eine Ader; aber es kamen nur einige Tropfen schwarzen Blutes — sie war todt. Margareth hatte in höchster Spannung den Ausgang seiner Operation erwartet, und als sie jetzt von seinem ernsten Antlitz ablas, daß hier alle Hilfe vergebens sei, stürzte sie zu den Füßen der Todten und flüsterte ihr die zärtlichsten Worte zu. Der Schlag war zu plötzlich, zu unerwartet gekommen; nun wußte sie, was sie an der alten Frau verloren hatte, und der Gedanke zuckte quälend durch ihr Hirn: „Sie ist von Dir im bitteren Groll geschieden, ja, vielleicht hast Du ihr das Herz gebrochen und nun kannst Du nichts mehr gut machen, sie nicht mehr um Verzeihung bitten! Die treuen Augen, die während Deines ganzen Lebens so ängstlich und zärtlich über Dir gewacht, können Dir keinen freundlichen Blick mehr schenken...“ ja, es war ihr, als ob sie noch im Verschneiden grollend auf ihr geruht hätten. Ach, der Tod ist der große Verdöhner, der uns die Herzen wieder nahe bringt, die wir im Leben durch ein finsternes Verhängniß oder eigene Schuld verloren haben... und die Comtesse empfand jetzt nur das heiße Verlangen, ihrer Tante noch einmal sagen zu können, wie sehr sie immer ihre treue Beschirmerin geliebt habe und wie es ihr unmöglich gewesen wäre, sich je von ihr zu trennen. Nun war es zu spät, nun hörte sie nicht mehr ihre Klagen, ihre Beteuerungen wandelloser Liebe.

„Beruhige Dich, liebes Kind.“ suchte Holmgren seine in Thränen und Verzweiflung aufgeregte Braut zu trösten; „sie ist rasch aus dem Leben geschieden, ohne vorangegangenes schweres und langes Leiden, das ist immer ein beneidenswerther Tod.“ Er begriff ihre furchtbare, schmerzliche Aufregung; die Tante war ihr zu plötzlich entrisen worden, und ihr feinfühlerndes Herz mochte besonders darunter leiden, daß die alte Frau nicht ohne Groll von ihr gegangen war. „Komm, Geliebte, Du darfst Dich nicht länger aufregen; ich muß für Dich selbst das Schlimmste fürchten,“ setzte er hinzu und wollte sie sanft hinwegziehen.

„Nein, zu ihren Füßen ist mein Platz,“ rief sie leidenschaftlich aus und beugte sich nur noch tiefer zu der Todten herab, den Saum ihres Kleides mit Küffen bedeckend.

Holmgren wußte nicht, wie er den peinlichen Auftritt beendigen sollte; er sah die verwunderten Blicke der Umstehenden, die eine solche tiefe Zerknirschung nicht begreifen mochten, auf seine Braut gerichtet. Gerade wollte er von Neuem versuchen, sie etwas zu beruhigen und, wenn möglich, von der Todten zu entfernen, da trat der Chevalier mit der Frage an ihn heran: „Wie erklären Sie sich, verehrter Herr Doktor, den plötzlichen Tod unserer armen theuren Gräfin?“

„Ein Herzschlag muß ihrem Leben ein Ende gemacht haben,“ entgegnete Holmgren kurz. Er begriff selbst nicht, warum er von der Frage des Slavoniers unangenehm berührt wurde; sie war ja so natürlich, aber das Gesicht des ihm ohnehin höchst unhympathischen Mannes hatte dabei etwas so Lauerndes gehabt, daß er all' seiner Höflichkeit bedurfte, um ihm überhaupt nur eine Antwort zu erteilen. Die furchtbar schmerzliche Aufregung seiner Braut hatte ihn so in Mitleidenschaft gezogen, daß er noch nicht Zeit gefunden, sich über die eigent-

liche Todesursache der alten Dame schlüssig zu machen. Ein Herzschlag war hier jedenfalls vorauszusetzen.

„Sie haben Recht, Herr Doktor, daran ist wohl kaum zu zweifeln,“ sagte Jospovic mit einer sehr artigen Verbeugung; dann schweiften seine dunklen, unruhigen Augen von der Todten über den Tisch hinweg und das von der Gräfin halb geleerte Glas erblickend, sagte er, indem er es ergriff, mit einem schmerzlichen Lächeln: „Meine unvergeßliche Freundin hat daraus zum letzten Mal getrunken, ich will es zu ihrem Andenken leeren,“ und er setzte das Glas an seine Lippen; aber anstatt daraus zu trinken, behielt er es zögernd in der Hand, er roch daran, und es Holmgren hinhaltend, sagte er mit einem leichten Kopfschütteln: „Herr Doktor, riecht dies Selterswasser nicht nach Mandeln?“

Sophie hatte sich jetzt auch der so tief und schmerzlich erschütterten Freundin genähert; sie unterstülzte die erneuerten Bemühungen des Doktors, Margarethens grenzenlose Verzweiflung ein wenig zu beschwichtigen, und der Zuspruch Weiber blieb nicht ohne Erfolg. Sie hatte sich aus ihrer knieenden Stellung von ihrem Bräutigam aufrichten lassen, und dieser wollte eben versuchen, sie in ein anderes Zimmer zu bringen, um ihr den aufregenden Anblick der Todten zu entziehen, da wurde er durch die hastige Frage des Chevaliers von Neuem gestört. Um den widerwärtigen Menschen rasch los zu werden, roch er flüchtig an dem ihm hingehaltenen Glase und sagte gleichgiltig: „Ja, es scheint etwas darnach zu riechen.“ Dann kehrte er ihm ohne Weiteres den Rücken, um seine ganze Aufmerksamkeit wieder seiner Braut zuzuwenden.

Der Chevalier schüttelte jetzt energischer den Kopf, als finde er das Benehmen des Arztes doch etwas oberflächlich und sonderbar; aber anstatt das Glas nunmehr auszutrinken, setzte er es auf den Tisch und murmelte dabei vor sich hin, doch so laut, daß es die Umstehenden noch hören konnten: „Das Wasser riecht mir zu merkwürdig, ich ziehe doch vor, es nicht zu trinken.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Manaten.

(Mit Bild auf Seite 233.)

Zu den pflanzenfressenden Walthieren oder See-tühen, auch Sirenen genannt, gehören neben den Dujongs der alten Welt auch die Manaten oder Lamantine, deren Vorkommen sich auf die amerikanischen Ostküsten zwischen dem 19.° südl. Br. und dem 25.° nördl. Br. beschränkt. Beide Arten dieser merkwürdigen Thiere stimmen in den hauptsächlichsten äußeren Merkmalen und Lebensgewohnheiten überein, doch weiß man im Allgemeinen noch ziemlich wenig von ihnen. Der vom Amazonas bis zu den Strömen von Britisch-Guyana am häufigsten vorkommende Manati oder Lamantin, welchen die Brasilianer „Dohsenfisch“ nennen, ist ein walzenförmiges, fischartig gestaltetes Thier von 3 bis 5 Meter Länge mit einer fast völlig nackten, bläulich grauen Haut, auf welcher in fingerbreiten Zwischenräumen kurze, gelbliche Vorstenhaare stehen. Der runde, ohne merklichen Halsübergang auf dem Rumpfe sitzende Kopf hat eine beinahe bis zur Kugelform ausgebildete Oberlippe, welche die Stelle eines Rüssels und Fühlers versteht. Die Mundhöhle zeigt eine höchst eigenthümliche Bildung, nämlich eine fast unbewegliche Zunge und in jeder Kinnlade einen fleischigen Knopf, welcher in eine Vertiefung mit sehr harter Haut paßt. Der Magen ist in Fächer getheilt, der Darm über 30 Meter lang. Dieses seltsame Thier ist ein harmloser Pflanzenfresser, der mit Vorliebe an den seichteren Stellen der tropischen Ströme, sowie in den Buchten in der Nähe der Antillen und bei Cayenne familienweise lebt.

Das Beethoven-Denkmal in Bonn.

(Mit Abbildung.)

Auf dem Platze vor der Münsterkirche in der rheinischen Universitätsstadt Bonn erhebt sich das von Professor C. Hähnel in Dresden modellirte und von Burgschmiet in Nürnberg in Bronze gegossene Beethoven-Denkmal, von dem wir untenstehend eine Ansicht bringen. Ludwig van Beethoven ward am 17. Dezember 1770 zu Bonn, nicht — wie lange angenommen — in der Rheingasse No. 7, sondern in dem Hause No. 515 der Bonngasse geboren. Sein Gönner, Kurfürst Maximilian Joseph, sandte ihn 1786 zum ersten Male nach Wien, wo er sich bei Mozart weiter ausbilden sollte, und seit er 1792 sich abermals dorthin begeben, wurde die Kaiserstadt an der Donau Beethoven's zweite Heimath, in welcher er am 26. März 1827 starb. Es war namentlich Franz Liszt, der zu Anfang der vierziger Jahre dafür wirkte, dem großen Tondichter in seiner Geburtsstadt ein würdiges Denkmal zu setzen, was 1845 auch geschah, nachdem durch Sammlungen und Konzerte die nöthigen Mittel aufgebracht waren. Hähnel's Statue stellt den Komponisten dar, wie er mit dem Entwurfe eines Tonstückes beschäftigt ist und einer Eingebung zu horchen scheint, um sie dann mit dem in der Rechten gehaltenen Stifte aufzuzeichnen. Den Sockel zieren Vasreliefs, welche die Phantasie, Symphonie, geistliche und dramatische Musik als die Hauptrichtungen der schöpferischen Thätigkeit Beethoven's in allegorischen Figuren veranschaulichen.

Auf Umwegen.

Erzählung

von

Valentin Fern.

(Nachdruck verboten.)

1.

Herr Balthasar Zorn, der alte Apotheker am neuen Markte zu Berlin, war an einem regnerischen Octobermorgen des Jahres 1701 in einer besonders zornigen Laune, er machte seinem Namen alle Ehre.

In solcher Stimmung trat er in seinen Laden und schrie: „Wo ist der Schändliche, der Nichtswürdige, der Gehilfe?“

Der erschrockene Lehrling, an allen Gliedern bebend, versetzte schüchtern: „Der Herr Gehilfe ist noch nicht aufgestanden.“

„Noch nicht aufgestanden? Und es ist bereits acht Uhr! Aber es ist schon gut. Meine Geduld ist zu Ende. Hole ihn, Matthias, und sage ihm nur sogleich, er könne sein Bündel schnüren!“

Der Lehrling lief auf den Flur und eine Treppe hinauf. Nach einigen Minuten kam er mit dem Apothekergehilfen zurück. Dieser, ein junger Mann von keinem Aussehen, hieß Johann Böttiger. Er hatte von seinem Vater,

der zuerst als fürstlich reußischer Münzwardein, dann später in ähnlicher Stellung zu Magdeburg fungirte, eine gute Erziehung erhalten, namentlich in Bezug auf Mathematik, Geometrie, Chemie und Naturwissenschaften. Der Glaube des Zeitalters an die Möglichkeit der Metallverwandlung lebte auch in ihm, schon als blutjunger Apothekerlehrling verlegte er sich auf's „Goldmachen“, bei welchen Versuchen einige gleichgesinnte Freunde ihn unterstützten. Durch

„Jawohl, Herr Prinzipal,“ versetzte der Jüngling „Aber ich darf die Geistesgaben, welche die Vorsehung mir verliehen, nicht vernachlässigen.“

„Und doch vernachlässigt Ihr sie alle Tage! Wahrlich, Ihr könntet mit Euren vortrefflichen Geistesgaben ein tüchtiger Apotheker sein; statt dessen gebt Ihr Euch mit Dummheiten ab, wodurch der gute Ruf meiner Apotheke leiden muß. In meinem ehrlichen Hause dulde ich keine Goldmacherei, keinen Schwindel!“

„Ich habe mich auch nicht mit dem Goldmachen beschäftigt in diesem Hause seit Eurem Verbote.“

„Möglich! Aber Ihr habt vorgestern Abend bei dem Herrn Dagelius Goldmacherei getrieben und dort einige Zweigroschenstücke in Gold verwandelt, wie erzählt wird.“

„Jawohl, Herr Prinzipal. Hier könnt Ihr eine von den verwandelten Münzen sehen. Ueberzeugt Euch gefälligst von ihrer Echtheit.“ Und der Jüngling zog aus seiner Westentasche ein in Gold verwandeltes Zweigroschenstück.

Balthasar Zorn untersuchte sorgfältig die Münze, welche unzweifelhaft aus lauterem Golde bestand.

„Es ist Gold, nicht wahr?“ fragte Böttiger mit stolzem Lächeln.

„Ja, es ist echtes Gold. Und doch bleibe ich dabei, daß eine arge Schwindelei dahinter steckt. Es ist offenbar Falschmünzerei. Ihr seid der Sohn eines Münzmeisters, Ihr wißt mit dem Prägen Bescheid, vielleicht habt Ihr heimlich einen Münzstempel erwischt können und aus gutem Golde einige Zweigroschenstücke hergestellt, um den einfältigen Leuten Wind vorzumachen. Die echten Zweigroschenstücke habt Ihr dann bei Euren Experimenten eskamotirt und dafür die goldenen untergeschoben.“

Der Jüngling erröthete flüchtig, antwortete dann aber zornig: „Das ist nicht wahr, Herr Prinzipal!“

„Schon gut, schnürt Euer Bündel und scheert Euch augenblicklich aus meinem ehrlichen Hause.“

„Ich kann hier keinen Goldmacher brauchen. Könnt Ihr wirklich aus Zweigroschenstücken Dukaten erschaffen, so kann es Euch ja in der großen Welt nicht fehlen, dann ist meine bescheidene Apotheke zu klein für Euch. Vorwärts! Scheert Euch aus dem Hause!“

„Ich gehe, Herr Prinzipal. Ihr werdet noch bitterlich bereuen, was Ihr thut!“

„Und ich sage Euch, junger Mensch, Ihr werdet es selbst bitterlich zu bereuen haben, daß Ihr ein alchemistischer Thor geworden, anstatt ein ehrlicher Apotheker zu bleiben. Denkt



Das Beethoven-Denkmal in Bonn.

seine eigene Unbedonnenheit, Ruhmredigkeit und die gleichen Fehler seiner Freunde waren diese Experimente ruckbar geworden und hatten in gewissen Kreisen viel Aufsehen erregt. Auch der Prinzipal des jungen Mannes hatte davon erfahren — zu seinem großen Aerger, denn der alte erfahrene Apotheker hielt die „Goldmacher“ für das, was sie meistens waren, nämlich für Schwindler. Deshalb war er so wüthend auf den Gehilfen.

„Hatte ich Euch nicht verboten, Gold zu machen?“ schrie er dem Anfömmeling entgegen.

Humoristisches.

Das Porträt.



So, tragt das Bild zum Herrn v. Huber — es ist das Porträt seines Onkels — ich lasse mich schönstens empfehlen und komme in einer Stunde hin. Gebt aber Obacht, ihr Zwei, daß nichts passiert; es ist nur von Papier, das Bild, das nennt man Karton, damit ihr's nur wißt.



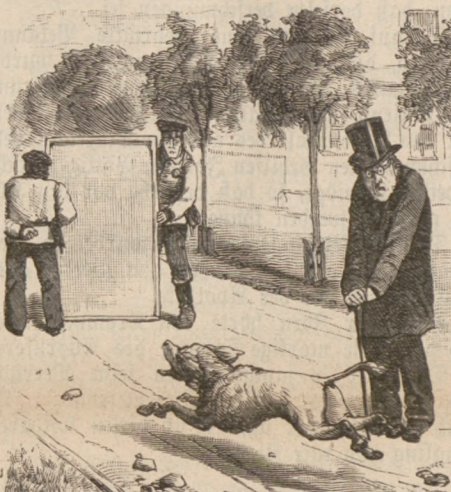
Du, Seppel, ich mein' schier, wir werden Malheur haben mit der Schmiererei. Siehst Du, wenn wir das papierene Bild mit der beschmierten Seite' nach oben tragen thäten, hätt's Vogel's schon was d'rauf gemalt.



Na, woll'n wir die Geschichte lieber so tragen, 's ist geschickter — pumpt, o weh, verwünschte Blumentöpf! — Ein wahres Glück, daß wir den alten Onkel so tragen, sonst hätt's ihm das ganze Gesicht zerissen — Deinem Kürbisshädel schadt's wohl nicht so viel.



Nazi, wir hätten den Gatton oder wie so eine Schmiererei heißt, gar nicht übernehmen sollen. Das ist eine verflucht heikliche Sach', man weiß ja gar nicht, wie man's tragen soll. Mir scheint, da hinten trabbelt was, wie?



Na na, Raro, was hast' denn auf einmal, daß du so ausreißest? Willst du denn rausen, das schickt sich ja nicht für so einen gescheiden Pudel, wie du bist! Du willst doch nicht am Ende da durchspringen — Raro, hierher, hierher — — o jemine!



Ret, schlapps — Jessas, der Hund, der verwünschte Rötter — barmherziger Himmel — das niederträcht' e Hundebieh hat vielleicht gar 'glaubt, das wär' eine Papiertrommel zum Durchspringen — Seppel, Seppel, was machen wir jetzt?



Lauf' geschwind zum Kaufmann um ein paar alte Zeitungen, recht große Blätter; beim Wirth im Hof verpacken wir nachher die zerfetzte Gratton oder wie das unglückselige Geschmier da heißt. — Jessas, ist das eine verfluchte Geschichte! na, ich dant' schön! Den Hund aber wenn ich da hätt'! — —



Eine schöne Empfehlung von Herrn Kledser, er schickt da den Herrn Onkel und kommt in einer Stund' selber. Gezahlt hat er schon, aber Acht geben hab'n wir müßen, wie auf eine Kiste Dynamit — — gehorsamster Diener!



Was seh' ich, die Dienstmänner haben ja das Bild recht vorsichtig verpackt, ich habe das in der Eile zu thun vergessen. Nun enthüllen wir das Bild des guten Onkels! — O Himmel — verwünscht — mein Bild — o — o —

später, wenn Ihr im Unglück seid, darüber nach, was der alte Zorn Euch prophezeit hat!"

Damit verließ Herr Balthasar Zorn den Laden.

Böttiger war doch anfänglich etwas betroffen, bald aber gewann er seine Fassung wieder. Mit heiterer Miene packte er seine Sachen zusammen und ging davon. Er hatte treue Freunde, bei denen er Zuflucht finden konnte. —

Zwei Stunden nachher trat ein alter Herr in die Zorn'sche Apotheke, wo deren Eigenthümer gerade anwesend war. Es war ein von der Last des Alters gebeugter Greis, der halb wie ein Charlatan, halb wie ein Gelehrter aussah in seiner prächtigen scharlachrothen goldgestickten Hoffleidung.

Der Apotheker kannte den Herrn und begrüßte ihn mit ehrfurchtsvollen Bücklingen als seinen hochzuverehrenden Meister, die Perle aller Doktoren.

Wirklich war der Doktor Kunkel v. Löwenstern (geboren 1630 in Schleswig) einer der berühmtesten Chemiker jener Zeit, besonders durch seine Forschungen über die Eigenschaften des Phosphors, durch Schriften über die Glasmacherkunst und andere, auf Chemie bezügliche Abhandlungen. Auch beschäftigte er sich mit Alchemie. Lange Jahre war er in kursächsischen Diensten gewesen. Seit einiger Zeit hielt er sich in Berlin auf, verkehrte viel am Hofe und wurde vom Könige Friedrich I. sehr geschätzt.

"Womit kann ich dem hochgelahrten Herrn Doktor dienen?" fragte der Apotheker.

"Um!" sagte Doktor Kunkel, "ich suche einen jungen Mann Namens Böttiger."

"Thut mir leid," versetzte Zorn erstaunt. "Den Zaunichts habe ich soeben fortgejagt."

"Fortgejagt?" schrie der Doktor, die Augen weit aufreisend. "Fortgejagt? Warum?"

"Weil er sich mit der unnützen Kunst des Goldmachens befaßte und der Ruf der Apotheke darunter leiden mußte."

Doktor Kunkel stieß sein spanisches Rohr geräuschvoll auf den Boden, sah dann den Apotheker mit durchbohrendem Zornesblick an und schrie: "Was? Ihr jagt einen Menschen fort, der Gold machen kann! Fünfundzwanzig Jahre meines Lebens habe ich mich abgequält, das tiefste Geheimniß der Natur zu erforschen..."

"Es ist dem Herrn Doktor in Bezug auf das Goldmachen aber nicht gelungen."

"Nein! Aber was ich nicht vollbringen konnte, das hat nun ein Anderer vollbracht, der auf meinen Forschungen und Studien, die in die Oeffentlichkeit gedrungen, weiter baute. Dieser ingeniose Jüngling Böttiger ist auserwählt, nun das große Werk glorreich auszuführen!"

"Aber..."

"Ich war vorgestern Abend in der geheimen Versammlung von Alchemisten bei dem Herrn Dagelius in der Mauerstraße, und dort hat Böttiger Gold gemacht, wirkliches, wahrhaftiges Gold."

Der Apotheker war sichtlich betroffen. Das Zeugniß eines gelehrten Chemikers von solchem Ruf mußte ihm wohl imponiren.

"O mein Gott, sollte es denn wirklich möglich sein?" stammelte er ganz niedergeschlagen. "Und ein solches Ingenium habe ich heute Morgen schimpflich fortgejagt! O, das wird er mir niemals verzeihen! Ich möchte mir die Haare ausreißen, wenn ich noch welche hätte!"

"Jawohl, Meister Zorn. Nichts für ungut, aber ein großer Thor seid Ihr gewesen. Jetzt hört aufmerksam zu, was ich Euch sagen werde. Ich habe mit des Königs Majestät von den sonderbaren Gaben des bewunderungswürdigen Jünglings gesprochen, und Seine Majestät brennt vor Begierde, den Böttiger zu sehen, der im Schlosse vor dem ganzen Hofe experimentiren soll. Die Vorsehung hat diesen jungen Menschen nach Berlin gesandt, weint Seine

Majestät, damit er die leeren Schatzkammern des Reiches mit purem blanken Golde fülle. Er soll geehrt werden nach seinen erstaunlichen Verdiensten, mit Titel, Würden und Gehalt. Und nun habt Ihr ihn fortgejagt, nun ist er nicht zu finden, da Seine Majestät ihn ruft!"

"O, ich Unglücklicher!" jammerte der Apotheker händeringend. "Des Königs Majestät wird mir jetzt zürnen; ich zittere vor seiner Ungnade!"

"Dazu habt Ihr auch alle Ursache, Meister Zorn. Gehabt Euch wohl!"

Und Doktor Kunkel stolzirte gravitatisch aus dem Laden zu seiner Sänfte.

"Matthias!" schrie der Apotheker in Verzweiflung. "Wilhelm!"

Lehrling und Hausknecht der Marktapotheke rannten herbei.

"Lauft! lauft!" befahl der Prinzipal. "Sucht geschwind den Gehilfen Böttiger auf und bringt ihn wieder hierher; er soll künftig gut behandelt werden. Lauft! lauft! Wer ihn zuerst findet, erhält einen halben Thaler!"

Hausknecht und Lehrling, durch die ungewohnte Freigebigkeit des sparsamen Gebieters angefeuert, rannten davon.

Nachmittags kamen sie ganz abgeheßt zurück, hatten aber keine Spur von dem Gehilfen entdecken können.

Noch zweimal wurde in der Apotheke von königlichen Beamten nach dem Verbleib des jungen Mannes geforscht. Zorn konnte nur sagen, daß derselbe verschwunden sei.

Darauf erschien eine gedruckte Bekanntmachung, die an alle Straßenecken geklebt wurde, des Inhalts, daß Derjenige eine Belohnung von tausend Reichsthalern erhalten solle, welcher den Aufenthalt des aus der Marktapotheke verschwundenen Gehilfen Johann Böttiger nachzuweisen vermöge, so daß derselbe vor den König gebracht werden könne.

Dieselbe Bekanntmachung wurde in den Straßen und auf den Plätzen von Berlin ausgerufen, auch vor der Apotheke.

Balthasar Zorn hörte den Trommelwirbel und dann die martige Stimme des Ausrufers.

Da griff er jammern in seine Perücke und seufzte aus tiefstem Herzensgrund: "O, welch' ein Esel war ich, als ich diesen kostbaren Jüngling von mir stieß!"

2.

König Friedrich I. hatte, wie wir bereits wissen, von dem Doktor Kunkel v. Löwenstern vernommen, daß in seiner Haupt- und Residenzstadt ein wirklicher und wahrhaftiger Goldmacher lebe, und diese angenehme Nachricht hatte seinem Herzen wohlgethan, denn die Finanzen des Staates befanden sich keineswegs in einer blühenden Verfassung. Nach dem jähen Sturze des vortrefflichen Ministers Dandelmann im Jahre 1697 war Graf Wartenberg an's Ruder gelangt und hatte bald aus der geordneten Verwaltung seines Vorgängers ein schuldenbelastetes Chaos gemacht. Um die nothwendigen sowohl, wie die überflüssigen Bedürfnisse zu bestreiten, mußten Anleihen gemacht werden, oft unter den drückendsten Bedingungen. Unter solchen Umständen mußte ein wahrhaftiger Goldmacher höchst willkommen sein.

Seine Majestät sprach sich dahin aus, daß man einen solchen seltenen Vogel in gute Verwahrung nehmen müsse.

Böttiger hatte eine Zuflucht bei dem Kaufmann Friedrich Röber in der Vorstadt gefunden, dessen Sohn sein vertrautester Freund war.

Als die Bekanntmachung erschien und ausgerufen wurde, blähte sich der leichtsinnige Jüngling nicht wenig auf und that sich auf seine Wichtigkeit etwas zu Gute. Zuerst war es seine Absicht, sich dem Könige kühnlich vorzustellen und solchermaßen die ausgedotenen tausend

Reichsthaler selber zu verdienen. Allein der alte besonnene Kaufmann Röber schüttelte bedenklich den Kopf und sagte: "Mein lieber Böttiger, es ist sehr schlimm für Euch, wenn Ihr wirklich Gold machen könnt."

"Wie so?" fragte der junge Mann erstaunt.

"Weil man Euch solchenfalls auf Befehl des Königs in eine Festung sperren wird, wo Ihr dann gerade so viel Gold zu machen habt, als man anbefiehlt, nicht mehr, nicht minder. Ihr würdet Euer Leben lang ein Staatsgefangener sein, vielleicht in Kurus und Fülle schwelgen dürfen, aber die Luft der Freiheit nie mehr athmen."

"Nah! Das glaube ich nicht. Ihr seid ein Schwarzseher, Herr Röber."

"Es kann ja gar nicht anders sein. Denkt Euch einen Mann, der in unbeschränkter Weise Massen künstlichen Goldes herzustellen vermag. Welche Entwertung des edlen Metalls würde dadurch gar bald herbeigeführt werden, wenn man ihn frei drauf los arbeiten ließe. Die Staatsraison erheischt es, einen solchen gefährlichen Künstler im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt hinter Schloß und Riegel, unter guter Aufsicht zu halten. Das also würde dabei herauskommen, wenn Ihr wirklich Gold für unseren königlichen Herrn zu Stande brächtet. Doch ich glaube es nicht, daß Ihr dies könnt."

"Ihr habt es doch neulich Abends gesehen, Herr Röber."

"Ich habe es gesehen, und dennoch glaube ich es nicht. Nehmen wir einmal an, ich hätte Recht, Ihr könntet wirklich kein Gold machen, dann wäre es noch viel schlimmer mit Euch bestellt."

"Was würde mir dann passiren nach Eurer Ansicht?"

"Nun denn, ich meine, Ihr könntet gar leichtlich an einen hohen Galgen gehängt werden."

Böttiger erbebte. Ein Schauer des Schreckens überlief ihn. Ja, der alte verständige Berliner Bürger hatte wohl Recht. Galgen oder ewiges Gefängniß war es, um was es sich hier handelte. Der leichtsinnige Bursche wußte ja selbst am besten, daß er niemals echtes Gold auf irgend eine Weise schaffen könne. Versuchte er durch seine Taschenspielerkünste und Schwindeleien den mächtigen König des Preußenstaates zu bethören, so konnte das wohl für ihn ein gefährliches Spiel auf Leben und Tod werden.

"Nun, was gedenkt Ihr zu thun?"

"Ich will fliehen. Euer Sohn wird mir wohl aus der Stadt helfen."

"Gut. Aus christlicher Barmherzigkeit wollen wir Euch helfen, so viel wir können. Hier sind fünfundzwanzig Thaler. Sucht damit an einen Ort zu gelangen, wo Ihr unerkannt und ungefährdet wieder bei einem ehrlichen Apotheker ein Unterkommen finden könnt. Laßt Euch nicht ferner auf solche alchemistische Thorheiten ein, welche Euch nur in's Verderben bringen."

In der Nacht vom 30. Oktober 1701 entfloh Böttiger aus Berlin, geleitet von dem jungen Röber, der ihn treulich bis an die sächsische Grenze brachte.

In Wittenberg machte der flüchtige Alchemist die erste Station. Hier glaubte er sich in Sicherheit. Leider sollte er bald die Erfahrung machen, daß er aus dem Regen in die Traufe gekommen sei. Der verdächtige Ruf, daß er die geheime Kunst des Goldmachens verstehe, hing nun einmal wie ein Fluch an ihm, den er nicht abschütteln konnte.

3.

Durch irgend welchen Zufall — wahrscheinlich durch einen gefälligen Spion — erfuhr Friedrich I. schon nach wenigen Tagen, daß der flüchtige Apothekergehilfe Böttiger sich zu Wittenberg aufhalte, wo er sich nach passender Beschäftigung umsehe.

Der König schickte eine Militärpatrouille über die Grenze, welche den Flüchtling holen sollte. Doch derselbe stellte sich rechtzeitig unter den Schutz der sächsischen Behörde und wurde nicht ausgeliefert.

Darauf erließ der Monarch ein dringliches Requisitionsschreiben an den Wittenberger Magistrat, in welchem die Auslieferung Böttiger's, als eines angeblich preussischen Unterthans, der sich „gewisser Ursachen“ halber aus Berlin entfernt habe, verlangt wurde.

Der junge Mann gab zu Protokoll, daß er kein Preuze sei, daß der König von Preußen über ihn also keine Macht habe, und daß er in Berlin kein Verbrechen begangen, dessen er ja auch nicht beschuldigt wurde. Demnach weigerte sich die Wittenberger Behörde, dem preussischen Begehren zu entsprechen, und meldete die Angelegenheit der Dresdener Regierung, an welche auch Böttiger appellirte und dann um Schutz bat, indem er sich in dem Bittgesuch „einen geborenen Sachsen“ nannte, was sehr unklug von ihm war. Jedenfalls glaubte er als Reuze, als Unterthan eines nur sehr kleinen Staates, nicht so sicher zu sein, denn als Sachse.

Viel Aufsehen hatten unterdessen die Requisitionen des Königs von Preußen in Dresden erregt. Es wurde schleunigst über den Vorfall von der Regierung an den Kurfürsten August den Starken berichtet, der sich damals — er war auch König von Polen — zu Warschau aufhielt.

Ein lebhafter diplomatischer Depeschentwechsel entspann sich während einiger Wochen über diese Angelegenheit zwischen den Höfen von Berlin, Dresden und Warschau.

Selbsterständlich kamen die schlauen Agenten des Kurfürsten bald hinter die volle Wahrheit über den Grund, welcher den König von Preußen veranlaßte, so energisch die Auslieferung des Apothekergehilfen Böttiger zu verlangen. Je mehr Wichtigkeit Friedrich I. dem jungen Menschen beizulegen schien, desto höher stieg dessen Werth auch in den Augen August's des Starken.

Auch dieser Monarch, der in Prunk und Pracht den Preußenkönig noch weit überbot und an seinem glanzvollen Hofe eine wahrhaft orientalisirte Lebensweise eingeführt hatte, befand sich fortwährend in bedrängten Finanzverhältnissen. Dabei drohte dem Staate furchtbare Kriegsgefahr, die auch wirklich bald über das unglückliche Land hereinbrach. Nur unter den drückendsten Bedingungen konnten Anleihen beschafft werden. Unter solchen Umständen mußte ein Goldmacher dem Kurfürsten-Könige sehr willkommen sein, der, ebenso wie andere Potentaten jener Zeit, steif und fest an die Geheimnisse der Alchemie glaubte.

„Poß Tausend!“ meinte August der Starke, „mein königlicher Bruder in Berlin möchte wohl gerne die Henne mit den goldenen Eiern wieder erwischen, die so zur rechten Zeit über die Grenze in meine Staaten geflattert ist. Es muß doch etwas Besonderes an diesem Böttiger sein, sonst würde man in Berlin nicht solch' großes Wesen von ihm machen. Diesen Alchemisten will ich für mich behalten. Ich bedarf einer solchen unerschöpflichen Goldquelle. Dann soll das Leben an unserem Hofe noch viel lustiger werden, als bisher. Er soll mir Gold schaffen, so viel ich brauche, und ich brauche sehr viel. Nach Dresden soll dieser kostbare Mensch transportirt und fortan unter sicherem Verhauß gehalten werden!“

Und er gab darauf bezügliche Befehle. Geleitet von einer starken Militär-Eskorte wurde Böttiger — übrigens in einer bequemen Kutsche — am 25. November 1701 aus Wittenberg über Eisenburg, Wurzen, Wermsdorf nach Dresden gebracht. Im kurfürstlichen Schlosse wurde für ihn ein Laboratorium und eine Wohnung eingerichtet. Er blieb stets unter strenger

Bewachung und wurde als ein wichtiger Staatsgefangener betrachtet und demgemäß behandelt. Auf's Aengstlichste suchte man ihm jeden Verkehr mit der Außenwelt abzuschneiden, damit er seine alchemistischen Geheimnisse nicht den Agenten anderer Potentaten verrathe.

Uebrigens wurde für seinen Unterhalt bestens gesorgt. In allen materiellen Genüssen konnte er schwelgen nach Herzenslust. Dafür verlangte man weiter nichts von ihm, als daß er Berge von Gold aus seinem Schmelztiegel hervorzubringen solle.

Wenn er hoch und heilig versicherte, daß er kein Gold machen könne, so half das ihm gar nichts. Man legte solche aufrichtige Geständnisse ihm irthümlich als bösen Willen aus, als absichtliche Widerspenstigkeit, welche nöthigenfalls durch gewaltsame Maßregeln bezwungen werden mußte. Es blieb ihm also nichts Anderes übrig, als im Schweize seines Angesichts, mit Angst und Pein im Herzen, sich an die hoffnungslose Arbeit zu machen.

„Verwünschtes Gold!“ mag er wohl oft gemurmelt haben. „Du hast mich in's Verderben, in Gefangenschaft gebracht! Vielleicht läßt der Kurfürst mich wirklich noch eines Tages hängen, wenn er sieht, daß ich seine Wünsche durchaus nicht zu erfüllen vermag. Mein würdiger Prinzipal Zorn hatte ganz Recht und der wackere Herr Kötter auch: die Alchemie ist mir verhängnißvoll geworden!“

Er experimentirte täglich darauf los, vielfach in's Blaue hinein, brachte aber natürlich kein Gold zu Stande. Doch hatte man Geduld mit ihm. Man glaubte seinen Versicherungen, daß das Goldmachen eine gar schwierige, zeitraubende Kunst sei.

Einmal versuchte er, nach Oesterreich zu entfliehen, und entwichte glücklich aus dem Schlosse, doch wurde er eingeholt, zurückgebracht und fortan noch schärfer bewacht.

Als 1706 das Sachsenland in der Gewalt des siegreichen Schwedenkönigs war, schaffte man alle Kostbarkeiten aus Dresden auf den uneinnehmbaren Königstein, als größte Kostbarkeit auch unseren Alchemisten. Wieder wagte er einen Fluchtversuch, der aber ebenfalls mißglückte.

Nach dem Frieden von Alt-Ranstadt wurde Böttiger nach Dresden zurücktransportirt in ein neues, besonders für ihn erbautes gefängnißähnliches Laboratorium auf der sogenannten Jungfernbastei, der jetzigen Brühl'schen Terrasse.

Zu den wenigen auswählten Personen, welche mit ihm verkehren durften, gehörte der Graf v. Tschirnhausen, der sich mit chemischen Studien beschäftigte und auch als Optiker bekannt war. Man verdankt ihm eine Verbesserung der Brenngläser. Der Graf hatte sich lange Jahre vergeblich bemüht, in Sachsen passende Erdbarten aufzufinden, welche zur Herstellung von Porzellan dienen könnten. Die Liebhaberei für chinesisches und japanesisches Porzellan war nämlich damals bei den Reichen und Vornehmen Modesache. Ungeheure Summen baaren Geldes gingen dafür aus Europa nach dem fernen Osten auf Rimmerwiedersehen. Auch August der Starke, der jedem Luxus huldigte und immer Alles übertrieb, hatte zu Dresden in achtzehn Sälen eine kostbare Sammlung von chinesischem und japanesischem Porzellan, und dafür unnützer Weise mehrere Millionen Thaler verausgabte.

Gewiß war Tschirnhausen's Idee, in Sachsen Porzellan anzufertigen, eine sehr gute, denn bei einer heimischen Manufaktur blieb ja das Geld im Lande und strömte auch von auswärts herein.

Aber seine vielen Versuche waren, wie erwähnt, vergeblich gewesen. Er suchte jetzt Böttiger auf derartige Experimente hinzulenken, und gab ihm mancherlei technische Winke. Der verzweifelnbe Alchemist ergriff mit Begier dieses ihm dar-

gebotene Rettungstau und klammerte sich daran, indem er nunmehr mit Schweiß und Mühe dem Porzellangeheimniß nachforschte. Als er sich eines Tages einen neuen Schmelztiegel braunte aus einer der vielen verschiedenen Thonarten, die man ihm geliefert, brachte er zufällig ein rothbraunes wirkliches Porzellan zu Stande. Das war der Anfang der wichtigen Erfindung, welche seinem Andenken dauernd zum Ruhme gereichen sollte.

Durch rastloses Probiren vervollkommnete Böttiger seine Erfindung und fertigte schließlich Porzellanfaschen, welche den chinesischem kaum nachstanden.

Darauf wurde zu Dresden eine großartige Porzellanmanufaktur eingerichtet, welche der Kurfürst später nach Meissen verlegte. Als die neue Waare in den Handel kam, fand sie den größten Beifall. Das „Meissener Porzellan“ wurde bald berühmt und gesucht in ganz Europa.

Böttiger wurde Direktor dieser Fabrik. Man verlangte nun nicht mehr von ihm, daß er Gold machen solle. Der Kurfürst begnügte sich mit dem Porzellan.

Der Erfinder des sächsischen Porzellans hatte nun gute Tage. Von harter Gefangenschaft war natürlich keine Rede mehr. Leider währte das nicht lange, denn er starb bald darauf in noch jungen Jahren am 13. März 1719. Unter den vielen Alchemisten jener Zeit gehört er zu den wenigen, welche der Menschheit wirklich Nutzen gebracht haben.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Michel Mort und die Ritter auf Burg Sann.

— Ein charakteristischer Zug des Mittelalters ist der große Werth, den man damals auf physische Kraft legte. Eine außergewöhnliche Körperstärke genügte, um dem Mann, der sie besaß, mochten auch seine sonstige Begabung und seine Charaktereigenschaften noch so gering sein, ein besonderes Ansehen zu geben, ja sie genügte zuweilen selbst, um ihren Besitzer aus niederem Stand zu Ehren und Würden emporzuheben, wie es das Beispiel Michel Mort's, ehemaligen Metzgers zu Kreuznach und Leibigenen des Grafen v. Sponheim, zeigt. Die herkulische Gestalt des Jünglings war dem Grafen v. Sponheim bei einem Ritt durch Kreuznach aufgefallen, er nahm ihn deshalb in seine Dienste und machte ihn später zu seinem Schildträger. Als der Graf dann die schöne Adelheid, die Erbtöchter des Hauses Sann, freite, nahm er ihn mit auf die Hochzeit, die mit großer Pracht auf Burg Sann gefeiert wurde. Nachdem die Hauptfestlichkeiten vorüber waren, blieben sieben der nächsten Freunde des Grafen noch eine Weile auf der Burg, weil ihnen die reiche Bewirthung und die Fülle des trefflichen Weines, die es dort gab, gar gut gefiel. Eines Abends, als sie bei einem Bechgelage zusammen saßen, kam die Rede auf ihre Krieger- und Waffenthaten, und Jeder wußte manch' Kraftstücklein, das er auf dem Turnier oder in blutiger Fehde vollbracht, zu erzählen. Dem Wirth, der von Allen noch der Ruchternste war, wurde des Prahlens seiner Genossen endlich zu viel und lachend sagte er: „Was ihr auch von der Kraft eurer Arme rühmen mögt, meinem Schildträger Michel Mort ist doch Keiner von euch gewachsen, und ich weite mit euch um ein Fuder edlen Rierfeiners, daß er Jeden von euch überwältigt und in einen Sack steckt.“ — Die Ritter stuzten einen Augenblick, aber der Graf v. Jernburg, der sich eben noch besonders seiner Stärke gerühmt hatte, rief: „Warum sollte ein Ritter nicht auch einmal mit einem Schildknecht ringen? Lopp, Sponheim, schlag' ein, die Wette gilt!“ Nun erklärten sich auch die anderen Ritter bereit, auf die Wette einzugehen, die Bedingungen wurden festgesetzt und bestimmt, daß ohne Waffen gekämpft werde, und nur die Kraft der Arme entscheiden sollte, worauf der Graf seinen Schildträger herbeirufen ließ. Als nun die Hünengestalt Michel Mort's hereintrat, blickten die Herren einander doch betroffen an und hätten gern die Wette wieder rückgängig gemacht, aber dazu war es nach gegebenem Handschlag zu spät. Auch Michel Mort machte ein bedenkliches Gesicht, als ihm der Graf eröffnete, um

was es sich handelte. „Herr,“ sagte er, „ich bin Euer Leibeigener und muß gehorchen, wenn Ihr befehlet; aber ich denke, es könnte mir übel bekommen, wenn ich solch' hohe Herren im Ringkampf überwände, sie würden es mich armen Knecht später gewißlich büßen lassen.“ — „Gewinnst Du mir die Wette,“ versetzte Graf Sponheim, „so sollst Du, dafür verpände ich Dir mein Ritterwort, von Stund' an ein freier Mann sein, und die Herren hier sollen geloben, Dir nichts nachtragen zu wollen.“ — Die Ritter versprachen das mit Handschlag dem Grafen, der nun befahl, sieben große Säcke hereinzubringen. Graf Jsenburg, der als der Erste kämpfen wollte, legte darauf sein Schwert und sein Oberkleid ab, die Uebrigen bildeten einen Kreis um ihn und den Schildknecht, und dann begann das Ringen zwischen den beiden starken Männern, denn auch der Jsenburger besaß eine ungewöhnliche Körperkraft. Der Fußboden dröhlte und zitterte unter der Wucht ihrer Tritte und der Schweiß rann in hellen Tropfen von ihren Stirnen, doch bald zeigte es sich, daß Michel dort seinem Gegner entschieden überlegen war, und wie dieser sich auch stemmen und sträuben mochte, er wurde doch zu Boden geworfen und ehe er es sich versah, hatte ihm der Schildknecht den Saß über den Kopf gezogen. Als Zweiter trat der Ritter v. Robern in den Kreis. Hitziger als der Jsenburger bearbeitete er den Mort grimmig mit seinen

Fäusten, was dieser anfangs, fast ohne sich zu wehren, hinnahm, dann aber ersah Michel einen günstigen Augenblick, faßte den auf solch' plötzlichen Angriff nicht gefaßten Herrn, umschlang ihn mit beiden Armen und steckte ihn, trotz seines wüthenden Umsichschlagens, den Kopf in den Saß. Ein gleiches Schicksal traf den Ritter v. Winneburg, worauf die übrigen vier Herren keine Lust mehr verspürten, mit dem starken Schildknecht zu kämpfen. Sie erklärten, der Graf v. Sponheim habe die Wette gewonnen, und zahlten dem Michel Mort Jeder einen Goldgulden. Dieser dankte demüthig, ließ sich auf ein Knie nieder und bat die drei Herren, die er besiegt hatte, in höflicher Rede um Vergebung: er sei ein leibeigener Knecht gewesen, und als solcher habe er dem Befehle seines Herrn gehorchen müssen, aber da er nun ein freier Mann geworden, so verspreche er, niemals wieder sich zu unterfangen, edle Ritter in den Saß zu stecken. Von da an war der Glückstern Michel Mort's im Aufsteigen, er begleitete seinen Herrn auch fernerhin auf allen seinen Kriegszügen und gewann reiche Beute, Ehre und Ruhm; der Tapfere fiel endlich in der Schlacht bei Sprendlingen, als er eben seinen Herrn aus einem dichten Feindeshaufen herausgehauen hatte.

Aberglaube in der Pariser Damenwelt. — Wenn es bei uns als unheilverkündend gilt, einen Hasen vor sich über den Weg laufen zu sehen, und wenn schon Mancher wieder in sein Zimmer zurückgekehrt ist und sich noch einmal, wenn auch nur auf Augenblicke, auf einen Stuhl niedergelassen hat, weil ihm nach dem erstmaligen Herausstreten aus seiner Wohnung zuerst ein altes Mütterchen begegnete, so hegt ein großer Theil der vornehmen Pariser Damenwelt die Ueberzeugung, daß von der Person, welche Einem am Neujahrstage zuerst begegnet, das Glück oder Unglück des beginnenden Jahres abhängt. Ein Mann, und sei es der Bediente, bringt Glück, und ist deshalb willkommenere als die geliebteste Freundin. Manche junge Dame öffnet am Neujahrsmorgen gewiß nicht, wenn sie ahnt, daß es eine „weiße Hand“ ist, welche zuerst an ihre Thüre pocht. Es ist dies ein alter, tief eingewurzelter Aberglaube. — Eine

ergötzliche Erzentrigität in dieser Beziehung wird von der Gräfin Montbazon berichtet. Sie befand sich einst auf Reisen in der Schweiz und verbrachte die Sylvesternacht in einem Hotel in dem Städtchen N. Kurz nach Mitternacht brach ein Dieb in ihr Schlafzimmer ein. Sie aber blieb ganz ruhig und kaltblütig, und sich Glück wünschend, daß der Erste, der ihr am Neujahrstage begegnete, ein Mann und keine Frau sei, rief sie, auf den Tisch deutend, wo ihr Schmutz lag, dem Diebe zu: „Geniren Sie sich nicht, mein Freund, nehmen Sie nur ruhig Ihr Neujahrsgeschenk!“ [L. Hch.]

Ein Aukstkenner. — Ein Gutspächter war von seinem Schloßherrn zu einer Abendgesellschaft geladen, wo gut gegessen, aber auch viel musiziert wurde. Am anderen Tage trifft er einen der Gäste, der ihn fragt: „Nun, Herr M., wie haben Sie sich gestern amüßirt? Waren die Quartette nicht ausgezeichnet?“ — „Das kann ich wahrhaftig nicht sagen,“ erwiderte der Befragte. „Die hab' ich nicht gefostet, aber die Hammelfoteletten waren vorzüglich.“ [v. B.]

Ein sonderbares Geschenk. — Einem talentvollen Maler in Versailles, welcher einst der Stadt eines seiner besten Gemälde zum Geschenk gemacht hatte, wurde von dieser als Gegengeschenk — ein Freiplatz auf dem schönsten Theile des neuen Kirchhofes überlassen. Der Maler nahm das merkwürdige Geschenk mit Dank an, bat die wohlwollenden Stadt-

väter jedoch um die gütige Erlaubniß, so spät als möglich von dem erhaltenen Präsent Gebrauch machen zu dürfen. [Bd.]

Sansibar.

(Mit Abbildung.)

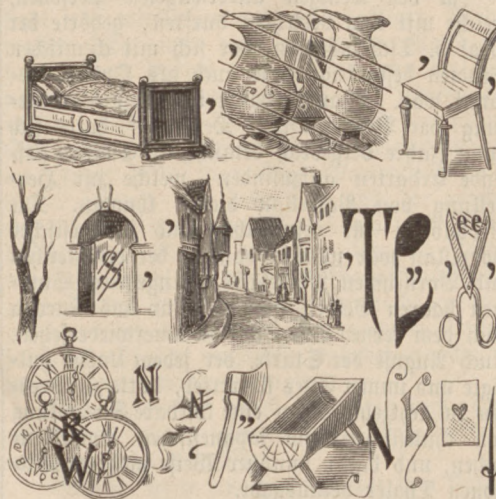
Die anlässlich der jüngsten Vorgänge auf der ostafrikanischen Küste so viel genannte Stadt Sansibar, von der unsere Abbildung eine Ansicht gibt, liegt auf der gleichnamigen Insel, die, auf Korallengrund ruhend, vom Festlande durch einen tiefen Kanal getrennt ist. Sie hat einen Flächenraum von etwa 29 geographischen Quadratmeilen und erhebt sich im Innern bis zur Höhe von etwa 150 Meter über die Meeresfläche. Von besonderer Bedeutung für die Insel ist eine große Bucht an ihrer dem Festlande zugekehrten Seite, welche, nach der See hin von zahlreichen kleinen Eilanden geschützt, einen vorzüglichen Hafen abgibt. An dieser Bucht liegt auch die Residenz des Sultans Seyid Khalifa ben Saïd, die Stadt Sansibar, welche — wie unser Bild zeigt — auch äußerlich einen stattlichen Eindruck macht und binnen wenigen Jahrzehnten zum bedeutendsten Handelsplatze Ostafrika's geworden ist. Zu Anfang unseres Jahrhunderts standen hier nur ein Kastell und einige Hütten, jetzt hat die Stadt über 3000 Häuser und gegen 100,000 Einwohner.

Bemerkenswerth ist der Palast und das Zeughaus des Sultans. Mehrere europäische Staaten haben hier Konsulate, so auch Deutschland, und Handelsniederlassungen, an deren Spitze die bedeutenden Häuser D's-wal & Comp. und Hansing & Comp. stehen. Abgesehen von den etwa hundert Europäern in der Hauptstadt besteht die Einwohnerschaft derselben, wie die der Insel und des Sultanats überhaupt, aus Negern vom Sualistamme, Arabern, Mischlingen von beiden, Persern und Indern; die herrschende Rasse ist die arabische.



Ansicht von Sansibar.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösungen von Nr. 29:

des Bilder-Räthfels: Zu lustig an Morgen — Schafft Abends Kummer und Sorgen;
des Räthfels I.: Exita — America; des Räthfels II.: Marie, Arie.

Räthsel.

Schreibt man sein erstes Zeichen klein,
Ist ihm zu helfen wahre Pflicht,
Drückt es auch mehr den, der den Schein
Zu wahren sucht, als sei er's nicht.
Wohl sel'ner träge man es an,
Sobald, wird es geschrieben groß,
Durch seine Hilfe Frau und Mann
Anbefierten ihr Lebensloos. M. Paul.
Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösung des Homogramms in Nr. 29:

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| H | G | V | | | | |
| a | a | e | | | | |
| H | a | m | s | t | e | r |
| G | a | s | t | e | i | n |
| V | e | t | e | r | a | n |
| e | i | a | | | | |
| r | n | n | | | | |

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.